

# Sonntags-Blatt

Verantwortlicher Schriftleiter  
Dr. phil. Franz Geueke.

der Rheinischen Volkszeitung

Rotationsdruck und Verlag von  
Germann Hauch, Wiesbaden

Nummer 14

Sonntag, den 5. April 1914

32. Jahrgang

## Kirchlicher Wochenkalender

Sonntag, 5. April. Vinzenz  
Montag, 6. Coelest.  
Dienstag, 7. Hermann  
Mittwoch, 8. Amandus

Donnerstag, 9. Gründonnerstag  
Freitag, 10. Karfreitag  
Samstag, 11. Karfreitag

Nachdruck verb.

## Palmsonntag

Evangelium des H. Matthäus 21, 1—9 (Jesus Einzug in Jerusalem).

In jener Zeit, da Jesus sich der Stadt Jerusalem nahte und nach Bethphage am Ölberge kam, sandte er zwei Jünger ab und sprach zu ihnen: Gehet in den Flecken, der euch gegenüberliegt, und ihr werdet alsbald eine Eselin angebunden finden und ein Füllen bei ihr; macht sie los und führet sie zu mir. Und wenn euch jemand etwas sagt, so sprecht: Der Herr bedarf ihrer; und sogleich wird er sie euch überlassen. Dies alles aber ist geschehen, damit erfüllt würde, was gesagt ist durch den Propheten, der da spricht: Saget der Tochter Zion: Siehe, dein König kommt sanftmütig zu dir und sitzt auf einer Eselin, auf einem Füllen, dem Jungen eines Lasttieres. Die Jünger gingen nun hin und taten, wie ihnen Jesus befohlen hatte. Und sie brachten die Eselin mit dem Füllen, legten ihre Kleider auf dieselben und setzten ihn darauf. Sehr viel Volk aber breitete seine Kleider auf den Weg; und andere hieben Zweige von den Bäumen und streuten sie auf den Weg. Und die Scharen, die vorausgingen und nachfolgten, schrien und sprachen: Hosanna dem Sohne Davids; hochgelobt, der da kommt im Namen des Herrn!

\*

„Da hoben sie Steine auf, um auf ihn zu werfen“ — das war der Schluß des letzten Sonntagsevangeliums. Das erwähnte Volk erhob sich gegen seinen Gott, gegen den Gott seiner Väter, gegen den Messias! Die Menschheit schien von Sinnen zu sein, daß sie das Heil von sich stieß. Und heute sehen wir sie wieder förmlich berauscht, diesmal nicht vom Gefühl der Rache, sondern von Freude und Glück. Denselben, den sie einen Samaritanen und Besessenen genannt, den sie aus der Synagoge vertrieben, denselben, den sie in der kommenden Woche zum Kreuzestod fordern, denselben begrüßen sie als ihren Fürsten und König. Ihre Kleider breiteten sie vor ihm aus, mit Palmzweigen in den Händen ziehen sie vor ihm her und jubeln hinaus in die Lüfte den Lobpreis des Psalmisten: „Hochgelobt, der da kommt im Namen des Herrn!“

Gibt es wohl schroffere Gegensätze! Können Menschen sich schneller und gründlicher wenden und wandeln! — Es ist ein durchaus getreues Spiegelbild der Menschenseele: heute „himmelhoch jauchzend, dann sterbensbetäubt“. Heute begeistert, voll heiligen Eifers für Hohes, Erhabenes, morgen im Bunde mit der Gemeinheit; heute mit Gott, auf Gotteswegen, morgen im Gefolge des Satans!

So ist die einzelne Menschenseele, so ist die Volksseele: „Bogen der Volksgunst heben und senken sich gar schnell. Da ist selten spiegelglatte See; bald turmhoch hinauf, bald in die Tiefen hinab.“ Und da willst du auf Menschen bauen, über die dich die Dichterin doch so wahr belehrt:

„Besser ist es, mit seinem Glücke  
Abzuhängen von Wettertüde,  
Von Sturm und Hagel und Nebeldunst,  
Als von schwankender Menschengunst.“

Und vertrauen willst du der eigenen Seele, die dich so oft enttäuscht! Willst bauen auf eigene Kraft, die so oft sich als Ohnmacht und Schwäche erwiesen!

„Behüt dich Gott auf deinem Weg,  
Sonst zertrümmerst du selbst den schwanken Steg!“

Mitten hineingestellt in diese Gegensätze ist Christus, der „Stein des Anstoßes“, aber auch der „Eckstein“, der nicht wanken wird. Ruhig und sicher geht Gott durch die Welt. Die brandende Wüst der Leidenschaften spricht hoch an ihm empor und — beunruhigt ihn nicht. Der Jubel der Gutgesinnten umbraut ihn und — erhöht ihn nicht. Ewig bleibt er derselbe, der Unwandelbare, ewig Unveränderliche, unveränderlich in seiner Größe und Majestät, unveränderlich in seinen Ratsschlüssen und Zielen, unveränderlich in seiner großen Liebe zu uns, auch zu diesem gottvergessenen Judenvolk. Denn schließlich war doch nicht alles an ihm verloren. Sie waren doch noch ehrlich und mutig genug, dem Heiland öf-

fentliche Ehren zu erweisen, obwohl sie die Gesinnung der Pharisäer gegen ihn kannten.

Ob wir das auch von uns und jeder Lebensstunde sagen dürfen? So manchesmal im Jahre tritt die Gelegenheit an uns heran, dem Heiland unser Hosanna entgegenzurufen, vor allem dann, wenn die Kirche dem „König der Ehren“ einen öffentlichen Brunkzug in der Gemeinde bereitet: am Fronleichnamsfest. Schmach über solche Christen, deren Mund dann stumm ist, wenn Jubellieder rings ertönen, die dann aus Rücksicht auf moderne Pharisäer sich scheu zur Seite drücken, des Heilands Festzug im hochheiligen Sakrament im besten Falle nur verstohlen betrachten, hinter den Gardinen! Die Juden zu Jerusalem waren da entschieden bessere Menschen. Die höchste Würde, die sie zu vergeben hatten, dachten sie ihm zu: ihr König sollte er sein. Dem David gleich, als dessen Sohn sie ihn priesen, sollte er ein mächtiges Reich aufrichten, ihr Herrscher sein und sie seine Untertanen. Und der Heiland entsprach ihrem Willen. Ein neues Reich erstand in der Tat auf Erden, und sein innerstes Wesen und seine Bedeutung ward schon hier bei seiner Gründung kundgetan. Es ist nämlich nicht Zufall und Willkür, daß der Evangelist sich auf die Worte des Propheten bezieht: „Siehe, dein König kommt sanftmütig zu dir und sitzt auf einer Eselin und zwar dem Jungen eines Lasttieres“: Sanftmut und Demut waren die Insignien dieses Königs, und sein Thron waren die Eröllinge der Erde: das noch unberührte Füllen einer Eselin.

Ein sonderbarer König und doch allen anderen überlegen, der König eines Reiches, das nicht, wie andere, vergehen sollte, denn „was die Gewalt nicht vermochte, vermag die Sanftmut“, und aus der Demut erwächst die sieghafte Kraft. Und immer wieder erneuern sich die Stützen des Thrones dessen, an dem es sich bewahrheitete, daß er sich aus dem Munde der Kleinen und Unmündigen Lob bereite, denn da ist der Thron aufgebaut jedesmal auf der hoffnungsvollen Generation, der die Zukunft gehört, auf denen, die noch reinen Herzens sind und kindlichen Gemütes. Ein solches Reich steht unbesiegbar da inmitten der mächtigsten Feinde, und deshalb war es ein inhaltsvolles Symbol, daß die freudetrunknen Scharen Palmzweige, die Zeichen des Sieges, in den Händen trugen.

Auch die Kirche drückt uns am Palmsonntag Palmen, geweihte Palmen, in die Hand, und in größeren Kirchen entwickelt sich eine Prozession: die Gläubigen scharen sich im Geiste um den göttlichen Heiland und singen mit dem Priester:

„In den Höhen preist dich das Engelreich,  
Auf Erden der Mensch und jegliches Wesen zugleich.  
Mit Palme schritt einst das jüdische Volk dir entgegen,  
Unter Treuschwur und Liedern bitten wir Christen um Segen.“

Unter Führung des Heilandes und mit seinem Segen pilgern wir dem himmlischen Sion entgegen, mutig und unbekümmert um die gefährlichsten Feinde, denn wir tragen ja Palmen in den Händen, nicht vertrocknete, sondern immergrüne des Sieges über Augen- und Fleischeslust und Hosiart des Lebens.

Daß es wirklich so wäre! — Aber wir leben ja in der österlichen Zeit, und wären wir so träge und feige gewesen, das ganze Jahr nicht an Palmen und Sieg zu denken, — nun dürfen wir uns dem Anblick eines schier unübersehbaren Zuges nicht mehr entziehen, dessen Teilnehmer wir ja sind. Da nichts vorüber in meist düsteren Reihen — die Tage von der letzten Beichte bis auf den heutigen, — einer reicht dem andern die Hand — auch Palmen erblicken wir da, aber wir sind nicht, die sie tragen, unsere Leidenschaften schreiten als Sieger einher, sie heben frohlockend das Haupt und tanzen in fröhlichem Reigen — uns zum Hohne, die wir widerstandslos oder höchstens nach unmännlichem Kampfe uns als Sklaven unter das drückende Joch der Sünde gebeugt. Auch den Heiland erblicken wir da, er ist wieder die Hauptperson. Aber wir sehen ihn mit blutenden Füßen — das Kreuz auf den Schultern schreitet er traurig hinauf, Golgatha zu, von neuem zu büßen für uns, seine treulosen Jünger!

Wundert es uns noch, daß die Kirche an diesem Tage den Gottesdienst zwar mit der feierlichen Palmenweihe einleitet, aber schon im ersten Gebet der hl. Messe (Introitus), von Schmerz überwältigt, mit dem Psalmisten (21) seufzt: „Daste nicht fern mir, o Herr, deine Hilfe, schau herab zu meinem Schutze; vor dem Rachen des Löwen und dem Angriffe der Einhorn(-Feinde) beschütze mich Armen! O Gott, mein Gott, schaue auf mich; warum hast du mich verlassen? Ein Hindernis meiner Rettung sind meine Sünden!“ Und auf die Epistel folgt die Passion (Leidensge-

Worte des Herrn), wie sie der Evangelist Matthäus so erschütternd erzählt. —

Wenn wir aber nun wenigstens mit dem verlorenen Sohne zerknirschten Herzens sprechen: „Vater, ich habe gesündigt wider den Himmel und vor dir“ und tapfer in den Hymnus der Kirche einstimmen: „Des Königs Fahne weht voran!“ — so erhebt vor unserm geistigen Auge ein anderes Bild: jene heilige Stadt, die der hl. Johannes in seiner Geheimen Offenbarung sah, und jene „große Schar, die niemand zählen konnte, aus allen Nationen und Stämmen und Völkern und Sprachen; sie standen vor dem Thron und vor dem Lamm, angetan mit weißen Kleidern und hatten Palmen in den Händen“ (Offbg. 7, 9.) Und keine Kata Morgana ist es, kein Trugbild, das den erschöpften Wanderer in der sandigen Wüste lockt und — äßt, das den Verschmachtenden zur Aufbietung seiner letzten Kraft verleitet, um dann vor seinen Blicken in nichts zu zerfließen und seine Verzweiflung zu steigern — nein, eine Kata Morgana ist es nicht, was Johannes sah und was der Glaube den reumütigen Sünder erschauen läßt: unsere Heimat ist jene hl. Stadt, die, freilich in weiter Ferne noch, uns winkt, und der herrliche Triumphzug ist kein vor unsern Augen gezaubertes Schemen, sondern höchste Wirklichkeit. Wir schauen sie deutlich die wadernen Jünger des Herrn; sie sind uns ja so vertraut, die Apostel, die Märtyrer, die Bekenner, die hl. Bekennner, die durch Predigt und Schriften und christliches Leben schon auf Erden kräftig gesungen: Hosanna dem Sohne Davids, hochgelobt, der da kommt im Namen des Herrn — wir glauben sie deutlich zu hören die allen verständliche Sprache des Himmels: Sanctus, sanctus, sanctus Dominus Deus Sabaoth, heilig, heilig, heilig bist du Herr, Gott der Heerscharen; Himmel und Erde sind voll deiner Herrlichkeit, Hosanna in excelsis! Und Blicken erblickt unser späherndes Auge in den unübersehbaren, endlosen Reihen — da ist noch Platz für uns, wir sollen sie ausfüllen und wir werden gewiß auch einst eintreten in diese herrliche Prozession des himmlischen Sion, wenn wir in die Ewigkeit hinübergehen „mit weißen Kleidern angetan“, mit einer von schweren Sünden reinen oder gereinigten Seele, mit „Palmen in den Händen“, nämlich als Sieger und Uebervinder, deren Seele Siegerin blieb über den widerspenstigen Leib, deren, von der Gnade beschwingter Wille sich sieghaft erhoben über niedrige Leidenschaften und diese Rebellen auf die Knie und in den Staub gezwungen. — Sollte uns dies nicht gelingen? Wie sagte schon Augustinus! „Was so viele andere gekonnt, kann ichs nicht auch?“ Und so wurde er, der sich selbst in seinen „Bekanntnissen“ und „Nachtgedanken“ als einen der größten Sünder geschildert, denn auch der größten Heiligen einer! —

Zurück zum feierlichen Einzug des Heilands! Warum ließ er sich ihn gefallen? Was nicht für sein allsehendes Auge kaum mehr als eine Farce? Und doch gehörte er ins Leben des Messias. Als Prophet war er vorherverkündet worden: „Einen Propheten will ich ihnen erwecken aus der Mitte ihrer Brüder . . . ich will meine Worte in seinen Mund legen, und er wird alles zu ihnen reden, was ich ihm gebieten werde“ (5. Mos. 18, 18.) Als Propheten hatten sie den Heiland mehr als einmal anerkannt: „Dieser ist wahrhaftig der Prophet, der in die Welt kommen soll“ (Joh. 6, 14).

Als Hohepriester hatte Zacharias (3, 8) ihn geschaut: „Höre, Jesu, Hohepriester, du und deine Freunde“ und (6, 13): „Er wird Priester sein auf seinem Thron.“ — Ein Priesterleben war sein ganzes Erdenleben gewesen, ein Leben voll Opfer, Enttäuſchung, Verkenning, ein Bußleben für sein Volk; und in der kommenden Woche wurde er erhöht angeſichts des Volkes Israel, Hohepriester und Opfer zugleich.

Noch eines harzte der Erfüllung. Der Prophet Jeremias (23, 5) hatte es gesagt: „Siehe, es kommt die Zeit, spricht der Herr, daß ich den David einen gerechten Erbsproßling erwecke. Als ein König wird er herrschen, der weise ist, und Recht und Gerechtigkeit übet auf Erden“, und Isaias hatte gejubelt (9, 6 f.): „Ein Kind ist uns geboren, ein Sohn ist uns geschenkt, auf dessen Schulter die Herrschaft ruht . . . Seine Herrschaft wird sich mehren . . . auf dem Throne Davids und in seinem Reiche wird er sitzen, daß er es befestige und stärke durch Recht und Gerechtigkeit, von nun an bis in Ewigkeit!“ Der Psalmist aber hatte (2, 8 f) dies ergängt: „Ich will dir geben die Heiden zu deinem Erbe und zu deinem Eigentum die Enden der Erde. Du wirst sie beherrschen mit eisernem (unvergänglichem) Szepter und sie (wenn sie widerstreben) wie Löpfergeschirr zertrümmern.“

Als König war er ihnen bis jetzt noch nicht gegenübertreten. Zwar hatten sie ihn einmal dazu ausrufen wollen, aber seine Zeit war noch nicht gekommen; und nicht als Belohnung und Anerkennung für die wunderbare Brotvermehrung konnte er diese Würde entgegennehmen, die ihm von Ewigkeit her gehörte. Am Palmsonntag huldigten sie ihm aus freien Stücken, ohne besonderen äußeren Grund, bezwungen allein durch seine geheimnisvolle Hoheit und Majestät; am Palmsonntag riefen ihn nicht nur 5000 zum König aus, die ganze Masse des Volkes ertvies ihm königliche Ehren, und selbst die Pharisäer konnten sich dem Volkswillen nicht ganz entziehen, der hier so mächtig sich kundgab. —

Ungefähr dreißig Jahre war es her, daß die drei Könige des Morgenlandes die heilige Stadt mit der Frage betreten: „Wo ist der neugeborene König der Juden?“ Man blieb ihnen die Antwort schuldig, das israelitische Volk kannte ihn nicht

diesen König, dessen Herold doch die Propheten gewesen. Nur die Pharisäer wußten Bescheid, sie wiesen auf Bethlehäm.

Am Palmsonntag, da hatten die Juden ihren wirklichen König erkannt. Im Triumph führten sie „Davids Sohn ein in die Davidsstadt. O, hätten sie ihn auch als König der Herzen eingeführt!“

## Des Heiland's Ruf

(Das Missionskreuz.)

Dort an dem Marterholze hängt der Dulder,  
Dem blutigwund gebrüht vom Kreuz die Schulter,  
Dem sie die Gnadenhand schmerzlich durchschlugen  
Und dessen Füße raxhe Nägel tragen.

Doch Himmelsruhe liegt in seinen Blicken,  
Auch jetzt noch will er Menschen nur beglücken,  
Will ihnen Worte der Verzeihung sagen,  
Will Himmelslicht in ihre Herzen tragen. —

Hörst du den Ruf, wie er so innig flehet,  
Wie er so bittend auch an dich ergehet:  
Komm' zeig' mir deiner treuen Seele Wunden,  
Sie sollen heute alle noch gefunden.

Die Kraft, die dir der heiße Kampf genommen,  
Sie wird vom Kreuze dir verdoppelt kommen,  
Sie wird belebend dir das Herz durchdringen  
Und deine Seele wird voll Jubel singen.

Komm' her an's Kreuz, da wird es wohl dir werden,  
Es wird dir sagen, was dein Glück auf Erden,  
Dir sagen: was du tun mußt und lassen,  
Was du mit heißer Liebe sollst umfassen.

Komm' her an's Kreuz, das Missionäre bringen,  
Das Engelscharen dienstbereit umringen,  
Sie werden deine Mühen himmlisch lohnen,  
Du wirst voll Gnade unter'm Kreuze wohnen!

O laßt den Gnadenruf doch nicht verschaffen,  
Am Fuß des Kreuzes laßt uns bäsend stehen,  
Laßt alle uns zum Kreuzestamme wallen.  
Dort werden wir des Kreuzes Sieg auch sehen.  
(Mariophilus.)

## Das „katholische“ Frankreich

Die günstige Stellung der Katholiken auf dem Gebiete der Selbstmordstatistik gehört zu den unbefreitbaren Ergebnissen der statistischen Forschungen. So ist nach Krose („Religion und Moralstatistik“, München 1906) z. B. die Selbstmordhäufigkeit der Protestanten in Preußen, Bayern und der Schweiz durchschnittlich 2—2½ mal so groß wie diejenige der Katholiken. Auch das von Orsellii („Der Selbstmord“, Leipzig 1881) ermittelte Gesamtergebnis, wonach durchschnittlich auf je 1 Million Einwohner in den katholischen Ländern jährlich 58, in den gemischt katholisch-protestantischen 96, in den protestantischen 190 Selbstmorde kommen, ist für die Katholiken sehr günstig. Neuerdings hat man die Meinung, daß diese günstigere Stellung der katholischen Länder in bezug auf den Selbstmord auf den segensreichen Einfluß der katholischen Religion zurückzuführen sei, durch den Hinweis auf das „katholische“ Frankreich zu entkräften gesucht, das eine der höchsten Selbstmordziffern habe. Diese hohe Selbstmordfrequenz Frankreichs wird nicht nur in der gewöhnlichen Polemik, sondern sogar in wissenschaftlichen Schriften geltend gemacht, um das Schuldkonto des Katholizismus zu belasten. Man kann aber den Katholizismus in keiner Weise für diese traurige Erscheinung verantwortlich machen.

Die Feindseligkeit der politischen Leitung Frankreichs gegen Kirche und Christentum zeigt sich seit 30—40 Jahren auf Schritt und Tritt. Die republikanische Regierung hat es stets als eine ihrer Hauptaufgaben angesehen, den bisherigen segensreichen Einfluß der Religion auf das Volk mit brutaler Gewalt und in rücksichtsloser Weise zu untergraben. Die Wirksamkeit der Kirche ist auf das äußerste eingeschränkt worden. Dieser Kampf zwischen der christlichen und der modernen, d. i. der freimaurerisch-sozialistischen Weltanschauung, hat zurzeit leider der falschen Kultur einen durchschlagenden Sieg gebracht. Daß unter solchen Umständen die sittigende Kraft der Religion sich nicht bewähren kann und infolgedessen der sittliche Zustand Frankreichs vielfach ein ungünstiger ist, das ist sehr begreiflich. Auch von einsichtigeren Protestanten und Gelehrten, die nicht auf katholisch-kirchlichem Standpunkte stehen, wird die kirchenfeindliche republikanische Gesetzgebung als die Ursache der zunehmenden Sittenverderbnis in Frankreich angesehen. Schon vor 30 Jahren hat der protestantische Moralstatistiker v. Dettingen in seiner bekannten „Moralstatistik“, S. 768, die unausbleiblichen Folgen der kirchenfeindlichen Maßnahmen der französischen Regierung klar und deutlich vorausgesagt: „Man braucht in Frankreich nur konsequent fortzufahren im Sinne des Paul Bert'schen Regimes, daß die Religion allüberall der Sittlichkeit störend in den Weg trete“, und man wird in den wenigen Jahren erleben, wie die von der Religion emanzipierte Volksschule eine Selbstmordbe-

rische Generation großzuziehen geeignet ist.<sup>4</sup> Die Tatsachen bestätigen diese protestantischen Worte. Vor Beginn der kirchenfeindlichen Ära hatte Frankreich eine sehr mäßige Selbstmordziffer, wie andere katholischen Länder. Seitdem sehen wir von Jahrzehnt zu Jahrzehnt eine rapide Steigerung, so daß die französische Selbstmordziffer im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts (239) nur noch hinter den Biffen des Königreichs Sachsen (313) und einiger deutschen Kleinstaaten — Braunschweig (326), Thüringische Staaten (328), Hansestädte (352) — zurücksteht. Eine besondere Beachtung verdienen die Selbstmorde im kindlichen Lebensalter und in der ersten Jugendzeit. In Frankreich beträgt in den Jahren 1871—1895 einschl. die Steigerung der Selbstmorde von Kindern unter 16 Jahren 151 Prozent, von Minderjährigen (im Alter von 16—21 Jahren) 161 Prozent. Diese rapide Zunahme der Selbstmorde geht Hand in Hand mit einer Abnahme des religiösen Lebens. Das ist kein Zufall, sondern ein innerer, ursächlicher Zusammenhang. Mit Recht sagt der bekannte Moralstatistiker Rose: „Abgesehen von der enormen Zahl der Selbstmorde zeigen die Tausende von Ehescheidungen, die erhöhte Kriminalität der Jugendlichen und die Zunahme der Sittlichkeitsverbrechen, daß in der Tat eine Generation herangewachsen ist, auf welche die Kirche keinen Einfluß mehr hat.“ (Die Ursachen der Selbstmordhäufigkeit, Freiburg, 1906, S. 143.)

Die systematische Entchristlichung, die in Frankreich seit mehr als 30 Jahren unablässig betrieben wurde, beginnt ihre Früchte zu tragen. Der Einfluß der Vertreter der Kirche auf die führenden Kreise wie auf die breiten Volksschichten wird immer geringer gegenüber der wachsenden Macht des kirchen- und religionsfeindlichen Blokes. Am betrübendsten ist aber die in weiten Kreisen des Volkes herrschende religiös-kirchliche Gleichgültigkeit. Mit dem Niedergang des religiösen Lebens hält natürlich der Sittenverfall immer gleichen Schritt. Und so ist es wohl begreiflich, daß das „katholische“ Frankreich in bezug auf die Selbstmordhäufigkeit unter den Staaten mit vorwiegend katholischer Bevölkerung eine Ausnahmestellung einnimmt. Aber unbegreiflich ist es, wie jemand daraus ein ungünstiges Urteil über den sittigen Einfluß der katholischen Kirche ableiten kann, da ja die Wirksamkeit der Kirche in diesem Falle auf das äußerste eingeschränkt ist. Unter solchen Umständen kann sich, wie überall auf der Welt, die sittigende Kraft der Religion nicht bewähren. Es heißt doch wahrhaftig die Tatsachen auf den Kopf stellen, wenn man für die Folgen der Bevormundung und Anechtung der katholischen Kirche die letztere verantwortlich machen will. Die Irreligiosität darf als die Hauptsache der zunehmenden Selbstmordneigung, die Religion als das wirksamste Schutzmittel gegen dieselbe bezeichnet werden. Überall wo ein Volk auf positiv religiösem Boden steht, da ist der Selbstmordsucht ein kräftiger Schutzwall entgegengesetzt. Das zeigt sich bei Katholiken, Protestanten und Israeliten in gleicher Weise. Für die katholische Kirche kann es nie eine Lage geben, in welcher sie ihrer Aufgabe nicht gewachsen wäre; freilich ist der Erfolg örtlich und zeitlich bedingt von der Mitwirkung ihrer Mitglieder. Die schlummernden Kräfte des Katholizismus wachzurufen und zu einer einheitlichen Wirksamkeit zu bringen, das ist die große Frage der Zeit. Man schaut mit Spannung auf die weitere Entwicklung des gegenwärtigen Verhältnisses zwischen Regierenden und Regierten in Frankreich und erwartet von Tag zu Tag ein Aufflammen des katholischen Volksbewußtseins. Mögen die französischen Katholiken von ihren Feinden lernen, was gemeinsamer Wille und vereinte Kräfte vermögen! Jede Prüfung läutert, und es kann gar keinem Zweifel unterliegen, daß in dem „katholischen“ Frankreich — ob unter der Trikolore oder ob unter dem Lilienbanner — ein tiefgehender Läuterungsprozeß sich vollziehen muß. T.

## Maria und Marie

Erzählung von M. E. Engelhardt.

Nachdruck verboten.

Die Springenbüsche blühten und neigten sich über den Zaun, der die Gärten des Fabrikbesizers Hilmar und des Gärtners Lenz trennte. Beiden Nachbarn, dem reichen Fabrikbesizer und dem armen Gärtner, einem jeden war ein Mädchen geboren worden, und heute am Sonntag wurden sie getauft.

Die Junisonne stand am klaren, wolkenlosen Himmel und beschien den Weg der kleinen Erdenwürgerinnen, welche man zur Kirche trug.

Aus dem großen reichen Hause des Fabrikherrn bewegte sich eine glänzende Gesellschaft; das Kind auf dem Arme der schönen Batin sah so allerliebste aus in dem weißen, spizenbesetzten Kissen mit den rosentoten Schleifen, wie nur eben ein so winziges Menschenkind von vierzehn Tagen aussehen kann.

Es hatte in der Taufe die Namen „Maria Anna“ erhalten, das „heißersehnte“ Kind seiner Eltern, denen das Herz weit wurde vor Freude und Dank, die mit vollen Händen Gaben austreuten, daß auch andere ihres Glückes sich freuten.

Und jetzt trat der Gärtner Lenz an den Taufstein, seine Mutter hielt die Neugeborene auf den Armen. In tadelloser Frische prangte das weiße Kissen, die kleinen Schwarzaugen lugten unter der Tüllhaube hervor.

„Marie Dorothee“ wurde das siebente Kind des Gärtners Lenz getauft, nach der Mutter und Großmutter. Sie war zwar nicht so „heißersehnt“ worden von ihren Eltern wie ihre Namensschwester, doch

sand sie ebenso weiche Mutterarme und ein ebenso warmes, treues Mutterherz wie jene.

Der Vater hatte sie mit einem „Gott segne deinen Eingang“ begrüßt und ihr einen Kuß auf das kleine Gesichtchen gedrückt.

Seine Frau schalt er lieblos, weil sie mit Bangen für das arme Menschenkind in die Zukunft sah, und sagte: „Wo Sechse essen, wird das Siebente auch noch satt; und beschert Gott ein Hässchen, so beschert er auch ein Gräschen, darum Sorge nicht, Dorothee, wenn sie nur groß und fromm wird!“

Die Großmutter nahm das kleine Ding mit besonderer Liebe an ihr Herz, sie behauptete, das Kind werde einmal glücklich werden, denn es sei mit einer Glückstappe zur Welt gekommen, und auf diesem Glauben blieb sie.

Vorläufig bewährte sich ihre Prophezeiung, denn Marie wurde von allen im Hause geliebt und gehätselt und sie war des Vaters Liebling, eine Tatsache, die niemand bestritt und wobei sich die Kleine so wohl fühlte, wie das Böglein im Hanssamen.

Ein Jahr war vorüber. Wieder blühten die Springen, und die vornehme Frau von drüben stand am Zaune und hob ihr jauchzendes Kind hinüber zu dem Gärtnerskinde, das vor Freude in die Händchen klatschte. Und beide Mütter wurden nicht müde, von ihren Lieblingen zu erzählen, denn das Mutterherz ist überall das gleiche, wenn das ehrheilige Feuer der Mutterliebe darinnen brennt, ob es unter Samt und Seide oder unter einem groben, armen Kleide schlägt.

Die beiden kleinen Menschenblumen von hüben und drüben wuchsen und gediehen. Sie standen jetzt schon am Zaune und reichten sich durch die Spalten die Händchen und drückten sich an dem Pfahle die Stummnäschen platt, um die kleine Gefährtin zu erspähen.

Später, als man älter und größer und vernünftiger ward, zeigt man sich seine Puppen oder teilt den Bissen, den die kleine Hand umschloß. Bei der kleinen Marie war es freilich nur ein Stückchen Schwarzbrot oder ein Apfel, aber dem reichen Kinde schmeckte es herrlich, sie gab dafür ihr Zuckerbrot hinüber, das mit großem Behagen verzehrt wurde, denn Marie hatte bisher keine Ahnung gehabt, daß es auch „so süße Dinge“ in der Welt gebe.

„Komm herüber, Mariechen“, lud Frau Hilmar freundlich ein, „und spiele mit Maria!“ Da trippelten die Füßchen eilig zur Mutter. „Ich darf zu Maria!“ rief sie ihr zu. Dann zog Frau Lenz über das verwachsene Kleidchen eine neue Schürze und glättete das krausdunkle Haar so kräftig, daß sich die Locken für eine Viertelstunde gleichsam verfleckten, um dann desto dreister an allen Ecken und Enden hervorzusquellen.

„Sei aber hübsch artig“, mahnte die Mutter noch, aber da war das leichtfüßige Ding schon draußen, und gleich darauf stand sie drüben bei Hilmar. Das braune Händchen umspannte die Blumen, die sie Frau Hilmar bot, die dunkeln Schelmenaugen lachten, und das rosiges Mündchen lachte, und die Grübchen in den Wangen lachten, das ganze runde liebe Gesichtchen lachte, und die zarte blonde Maria sie lachte mit, die großen ernsten Blauaugen sie strahlten förmlich, und über das süße Gesichtchen zog ein rosiges Schein, sie war so glücklich, wenn Marie mit ihr spielte, da wurde ihr die Zeit nie lang; und hernach, wenn die größere Schwester Marie abholte, da vergoß sie jedesmal Tränen und sie klagte: warum bleibt sie denn nicht ganz bei mir?

Wenn aber Marie heimkam, dann sah sie auf des Vaters Anien und erzählte, wie schön es bei Hilmar sei, daß sie „steife Schokolade“ getrunken und Zuckerbrot dazu gegessen habe; mit wie vielen Puppen sie gespielt, und welche ihr die liebste sei. So plauderte das kleine Plappermäulchen, und der Vater hörte ihr zu, oder hörte auch nichts, denn er sah nur seinen Liebling, wie die großen strahlenden Kinderaugen zu ihm hinaussahen und die Wangen in freudiger Erregung glühten; dann nahm er das zierliche Köpfchen behutsam in seine harte schwielige Hand und küßte sein Kind nach Herzenslust und seufzte aus dem tiefsten Herzensgrunde: Gott segne sie! —

Der erste Schritt in die Schule ist für das Kind der erste Schritt in die Welt. Marie Lenz ging täglich wohlgenut dorthin, sie liebte die Schule, sie liebte ihren Lehrer und lernte gerne. Am Ende des Schuljahres brachte sie immer den ersten Preis nach Hause, und die Eltern waren stolz und glücklich darüber, doch sie ließen es ihr Kind nicht merken; „Es ist nur deine Pflicht, die du getan hast“, hieß es, „das gehört sich für einen jeden rechtschaffenen Menschen.“

Der Verkehr mit der reichen, vornehmen Freundin war seltener geworden, Maria hatte eine Erzieherin erhalten, und Mademoiselle Dampierre hielt den Umgang mit dem Gärtnerskinde nicht passend für ihren Bögling.

Maria bestürmte aber ihre Mutter so lange mit Bitten, daß man ihr erlaubte, an Marie von Zeit zu Zeit eine Einladung ergehen zu lassen und der kleine Gast benahm sich so anständig und gefittet, daß selbst die kritischen Augen der Französin keinen Fehler an der Kleinen entdecken konnten. Sie gab sogar im Stillen zu, daß sie sich besser benehme und artiger sei, als all die Kinder der vornehmen Familien, die mit Maria verkehrten; und als nun gar Marie der Mademoiselle Dampierre dankend zum Abschied die Hand küßte, und das nächstemal, als sie wieder geladen wurde, einen Strauß der schönsten Rosen mit einem tiefen Kuß überreichte, da hatte Mademoiselle nie mehr eine Einwendung zu machen, wenn man das Gärtnerskinde „sich ausbat“, sondern sie äußerte sogar gegen Frau Hilmar, daß die Kleine den besten Einfluß auf Maria habe, daß das liebe Kind nie lafsamer und heiterer sei, als wenn es mit dieser verkehre.

Der Vorbereitungsunterricht auf den Tag der ersten hl. Kommunion brachte die Mädchen wieder in näheren, innigeren Verkehr. Marie Lenz behauptete auch hier bei dem würdigen Seelsorger und Lehrer den ersten Platz, nicht aber, daß ihr die Heilswahrheiten bloße Verstandes- und Gedächtnisfrage gewesen wären, nein, ihr ganzes Herz hing ihrem Heiland

an, sie begehrte nichts anderes, als sein Kind zu bleiben und trug die feste Ueberzeugung in sich, daß weder das größte Leid noch das höchste Glück in stände wäre, sie von ihm zu trennen.

An ihrer Seite saß Maria Hilmar, eine sinnige, innige Seele, weniger schnell im Auffassen als Marie; aber von einer seltenen Tiefe zengten ihre Antworten, eine heilige Blut der Begeisterung für die göttliche Lehre leuchtete aus ihren reinen, schönen Zügen.

Es geschah daher manchmal, daß des greisen Pfarrherrn Blick mit stiller Freude auf den beiden ruhte. So kam denn der heilige, festliche Tag immer näher. Frau Hilmar hatte es sich nicht nehmen lassen, Marie mit allem Nötigen zu versehen: da lagen jetzt das Kleid, die hübsche Wäsche, die niedlichen Schuhe von ihr aus oben darauf das Gebetbuch, darinnen stand, von Marias Hand geschrieben: „Ihrer lieben Freundin Marie Lenz zum Andenken! Maria Hilmar.“

Marie lachte und weinte in einem, als sie dieser reichen Geschenke ansichtig wurde, und als sie die Eltern, mit blühenden Maiglöckchen beladen, hinüberschieden, um ihren Dank zu sagen, da blieb der liebe Mund stumm, sie beugte sich nur tiefer auf die Hände der gütigen Spender und eine heiße Träne fiel darauf.

Maria und Marie schritten zusammen zu dem Altar, um das Mahl des Herrn zu feiern. In den jungen Herzen klang es in jubelnden Tönen. Solche Feste, die ein jeder im Leben nur einmal feiert, sind bedeutsame Abschnitte in unserm Erdemwallen, Gedenksteine, Grenzsteine, worauf wir schreiben: Bis hierher hat uns der Herr geholfen! Das Leben mit seinen alltäglichen Sorgen und Mühen tritt dann wieder an uns heran, und in seinem bunten Wechsel ragen in stillen Stunden, in schlaflosen Nächten, wo der Kummer die Wache an unserm Lager hält, in der Hitze der Trübsal, diese Gedenksteine wie eine stille, friedevolle Oase aus dem Sonnenbrande der Wüste hervor, die wir lebend durchwandern.

In dem Hause des reichen Fabrikherrn ging alles seinen gewohnten Gang, die Sorge blieb ihm ferne. Hilmar war ein tüchtiger Geschäftsmann, er verstand es, die Fabrik in die Höhe zu bringen, die Goldquelle verdoppelte und verdreifachte sich mit jedem Jahre, das Glück begünstigte den umsichtigen, tätigen Mann. Bei seinen Arbeitern stand Hilmar in Ansehen, er verlangte viel, aber er lachte auch nicht mit dem Lohne, er war streng, aber gerecht, und wo einer der Hilfe bedurfte, da fand er sie in der weitgehendsten Weise. Frau Hilmar war das Muster einer Hausfrau, mit fester sicherer Hand lenkte sie den Haushalt, sie wußte den Ernst mit Milde zu paaren ihren Leuten gegenüber; und es gab keinen, der in ihrem Dienst stand und ihr Brot aß, der sie nicht hochgehalten hätte. Bei der Erziehung ihres einzigen Kindes, ihrer Maria, ließen die Eltern denselben milden Ernst walten, sie machten keinen Gößen aus ihr, um sich einmal eine Rute zu binden, sondern stellten den Gehorsam gegen die Eltern als die Grundlage für das spätere Lebensglück ihres Kindes auf, und die guten Früchte dieser Erziehung blieben nicht aus. Maria war ein seltenes, liebenswertes Wesen, der größte Schatz, das Kleinod von Vater und Mutter.

Bei Lenz ging äußerlich auch alles seinen gewohnten Gang, er arbeitete vom Morgen bis zum späten Abend angestrengt, und seine heranwachsenden Kinder halfen ihm treulich noch einige Jahre, und das kleine Haus war von Schulden frei, dann durfte er sich auch etwas mehr Ruhe gönnen, denn er fühlte es in letzter Zeit oft recht empfindlich, daß er älter wurde und seine sonst so rüstige Kraft nachließ. Heute wollte es gar nicht recht gehen, er hielt von Zeit zu Zeit in seiner Beschäftigung inne und stützte sich schwer auf das Grabstein, dann rieb er wieder mit der flachen Hand den schmerzenden Rücken, ja, die alte Kraft war dahin, man sah es ihm an, er mußte sich Gewalt antun, um arbeiten zu können.

Frau Lenz sah unter der Läre und besserte Wäsche aus, und während sie Stich an Stich reichte, flogen ihre besorgten Blicke immer wieder hinüber zu dem Manne, dann verdunkelten Tränen ihre Augen und sie seufzte: „Nur noch ein paar Jahre laß mir ihn, lieber Gott; der Kinder willen, erbarme dich, die den Vater noch nicht missen können!“

Und während sie so in ihrem Herzen seufzte, trat Marie aus der Läre und legte ihre weichen Arme um der Mutter Hals. „Weine nicht, liebe Mutter, ich sehe dich an, du sorgst dich um den Vater; aber sei ruhig und kümmer dich nicht allzu sehr. Von heute an werde ich ihm täglich zum Biberbrot einen Krug Bier holen, das Geld dazu werden wir ersparen.“

„Ach, Kind, du sprichst von ersparen, ich meine, es ist in unserm Haushalte ohnedies alles auf das genaueste eingeteilt“, unterbrach sie die Mutter.

„Wir Geschwister haben uns beraten, wie wir dem guten Vater zu einem stärkenden Trunk verhelfen könnten“, fuhr Marie fort, „und da bin ich auf die Idee gekommen, am Abend die Butter, welche du uns zum Brote gibst, wegzulassen; — du, liebe Mutter, zahlst uns das Geld dafür aus, und wir essen trockenes Brot!“

Frau Lenz lächelte, es brach ein so warmer Strahl von Liebe aus ihrem Auge, der sagte mehr als Worte, und Marie wußte ihn zu deuten, sie slog davon und in wenigen Minuten kehrte sie mit dem gefüllten Krüge zurück und setzte ihn auf den Tisch, dann eilte sie zum Vater und nahm ihm das Grabstein aus der Hand mit dem Bemerkten, er möge eilends zur Mutter kommen.

Lenz ging langsam die Gartenwege hinauf, jetzt stand er am Tische, seine Frau hatte ihm einen bequemen Sessel herausgeholt, nun mußte er sich setzen und essen und trinken, und jeder Tropfen erquickte ihn, und dort stand Marie und grub, und sie lachte, daß ihre weißen Zähne wie Perlen zwischen den roten Lippen schimmerten.

„Dats dir geschmeckt, Väterchen?“ rief sie ihm von weitem zu und als ihr Vater es bejahte, daß er sich völlig gestärkt fühle, da meinte sie, so gehe es nun alle Tage, und wenn der Stephan und Montad ausgeleert hätten und tüchtige Gärtner seien, dann müsse der Vater täglich Wein trinken und Braten essen; aber vorläufig müsse er

sich noch mit einem Krug Bier begnügen. „Das Geld dazu beschaffen tust du“, fügte sie mit Selbstgefühl hinzu. Lenz lächelte beinahe etwas ungläubig, als aber der Krug Bier regelmäßig zum Biberbrot auf dem Tische stand und seine Frau dennoch keinen Pfennig mehr Haushaltungsgeld verlangte, dachte er ernstlich darüber nach, woraus die für ihn so erquickende Quelle wohl entspringen könnte? Von der Stunde an nahm er sich vor, die Augen offen zu halten, um der Sache auf dem Grund zu kommen; da bemerkte er aber schon am nächsten Abend, daß seine Kinder, so lange sie aßen, immer sich aus seiner Nähe entfernten, nun stand er auf und besah sich die Brote, sie waren alle trocken. In den Augen des glücklichen Vaters schimmerte es feucht, stille ging er hinaus unter den sternbesäten Himmel und betete so innig für seine Kinder, und der Segen dieser Stunde kam auf sie, denn des Vaters Segen baut den Kindern Häuser.

„Marie! Marie! wo steckst du mir heute?“ rief es drüben vom Baume her, und als die Gerukene auffah, stand Maria dort und wunkte sie mit beiden Händen heran. „Komme rasch, ich habe dir etwas Wichtiges zu sagen!“

Schnell slog die Gieflamme auf den Rasen, die blaue Leinwand schürze, welche das niedliche Kattunkleid mit dem enganschließenden Tüchchen und den kurzen Ärmeln schützen sollte, war im Nu abgehüpft und lag daneben; eilend, kaum daß die zierlichen Füße den Boden berührten, trat Marie an den Baum.

Maria lächelte ihr entgegen. Das weiße Kleid, das sie trug, ließ sie noch zarter und durchsichtiger erscheinen, das blonde Haar flimmerte goldig in den Strahlen der Sonne; die blauen Augen schimmerten feucht, als läge eine verborgene Klage, ein noch unbekanntes Weh darinnen.

„Grüß Gott, Maria!“ rief Marie fröhlich und reichte der Freundin das hartgearbeitete Händchen hinüber, das jene mit ihren rosigten, schlanken Fingern umschloß. Die dunklen Locken fielen über die heiße Stirne, schmiegteten sich an die anmutigen Wangen; die dichten Flechten, die am Hinterkopfe mit einem Pfeil zusammengehalten wurden, schienen fast zu schwer für das kleine Köpfchen.

„Weißt du schon, Marie, daß ich fortkomme?“

„Du? und wohin?“

„In die französische Schweiz in eine Pension.“

„Ach, so weit!“

„Ja, ich werde zwei Jahre dort bleiben, meine Eltern wünschen es und in wenigen Tagen begleiten sie mich dorthin.“

Marie antwortete nicht; aber hinter den tiefgesenkten Wimpern perlte eine Träne.

„Marie“, bat Maria, „vergiss mich nicht, willst du an mich denken?“ Marie nickte nur stumm, sie konnte nicht sprechen vor den aufquellenden Tränen.

„Siehe“, fuhr Maria fort, „daß du meiner gedenkst, habe ich diesen Ring für dich gekauft, trage ihn zum Andenken, und wenn du ihn ansiehst, so soll er dir sagen, daß ich dich sehr lieb habe.“

„O Maria, wie gut du bist! Aber des Ringes bedarf es nicht, ich vergesse dich nie, ich werde dich lieb behalten, so lange ich lebe und wenn ich auch hundert Jahre alt würde! Jeden Abend, jeden Morgen werde ich für dich beten; ich tat es schon seit vielen Jahren“, setzte sie leise hinzu, und nun ersah sie fast, das heilige Geheißnis war ihr wider Willen entflohen.

Maria aber streckte sich empor und zog die Freundin an sich: „Ach danke dir, Marie, ja, bete immer für mich und ich werde auch für dich beten und nun nimm diesen Ring und trage ihn zum Andenken an mich und zur Erinnerung an diese Stunde!“

Sie steckte Marie den Ring an den Finger; es war ein breiter Goldreif, in blauem Email hand darauf: Vergiß mein nicht.

„Marie, er ist zu schön für mich, er paßt durchaus nicht für mich armes, einfaches Mädchen“, sagte Marie, „ich nehme ihn, weil du es wünschst, tragen werde ich ihn nur an den Sonn- und Festtagen, doch anheben werde ich ihn täglich und deiner gedenken.“

Zwei Jahre waren vergangen; es ist dies eine kurze Spanne Zeit und dennoch lange genug, um eine Reihe der verschiedensten Wechselfälle von Glück und Unglück zu erleben.

Maria war aus der Pension zurückgekehrt, die anmutige Knospe hatte sich zur herrlichen Rose entfaltet und jetzt bereitete man sich bei Hilmars vor, die Verlobung Marias mit dem vollen Manne eines reichen Hauses zu feiern. Eugen Darbot war der Name des Bräutigams. Seine Schwester Melanie war mit Maria in der Pension, und beide Mädchen schlossen sich innig zusammen. Melanie bat so lange, bis Herr und Frau Hilmars einwilligten, daß Maria für einige Wochen, sie in ihre Heimat, nach Brüssel, begleiten dürfe, wo ihre Eltern eine weit berühmte Fabrik besaßen. Nach Verlauf von drei Wochen kamen Hilmars, um ihr Kind nach Hause zurückzubringen. Wie erstaunten sie aber, als ihre Töchter ihre Neigung zu Eugen Darbot ihnen gestand? (Fortsetzung folgt.)

## Nur dir!

Was soll ich es den Menschen sagen

Was mir so tief das Herz bewegt?

Ich muß es doch allein stets tragen!

Ist einer, der es mit mir trägt?

Ach nein, sie hören und — vergessen

Nach kurzer Zeit schon, was mich drückt

Und eilen weiter unterdessen,

Zu suchen das, was sie beglückt.

Drum will ich's dir allein nur klagen,

O Gott, der du mein Helfer bist;

Zu Tabernakel weiß ich schlagen

Ein Herz, das niemals mich vergißt.